

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

Roman aus der Cifel von Clara Viebig.

IV.

In dem vormals Landscheid'schen Haus wohnte der Müller Matthes nun schon an ein halb Duzend Jahr. Er hatte es sich hübsch herrichten, die Stube dielen und die Kammer weissen lassen, und seiner Frau einen neu-modischen Kochherd gesetzt statt des aus Steinen gemauerten mit dem ruffigen Rauchfang darüber. Klare Glasscheiben waren in die Fenster gekommen statt der trüben und papierbellekten; die alte wurmstichige Thür, die gar keine Farben mehr gewiesen, war einer neuen, frischgestrichenen gewichen mit blander Klinke. Der Gartenwinkel zum Maar hinaus, über den das Vieh frei getramelt, die Hunde und die Dorfkinder gelaufen, hatte einen schützenden Zaun bekommen, und in der Mitte zwischen Esfemütterchen-Rabatten prangte eine riesige blanke Glaslunge, in der sich alles, die Menschen, die Berge, das Maar goldig widerpiegelte.

Wenn der Landscheid selig, der oben am Gang auf dem Kirchhof moderte, jetzt einmal herunterkommen könnte, er würde sein Haus nicht mehr kennen. Auch die Sefh, die aus dem Dorf gezogen — die einen sagten: nach Trier zur Tant', der Köchin von Hochwürden zu Mattheis, oder sonst wo in Dienst, die andren sprachen: auf den Bummel — ja, wenn die noch einmal wiederkäme, die würde sich auch nicht mehr heimfinden. So schön war das Haus.

Ein gut Stück Geld hatte es aber gekostet, der alte Müller empfand die Lücke in seinem Geldkasten, den er unter'm Bett stehen hatte, da waren eine Menge Thaler daraus fort, und mancher Papierscheln. Und wenn's nur das wäre; aber was der Junge noch immer für ein Geld brauchte! Nun hatte der die Mühte und die wohlhabende Frau — reich könn' man die nennen, wenn die Weinjahre besser wären, aber sicher hatte die genug mitgekriegt — und doch kam der Hannes immer: „Badder, leih' mir ebbes! Badder, ich brauchen hundert Thaler! Badder, ich sein justement in en Verlegenheit. Badder, den un den hat noch net sein Mahlschulden bezahlt, aber ich kann die Leut' doch net pfänden lassen. — Badder, ich muß Geld han für den Romang, dat siehste doch ein. Es muß et han für't Geschäft zu betreiben, un — un auch sons noch. Ich kann doch net eso power auftreten. Gell, Badder, Du bis eso gut, un hilfst mir aus der Predullich!“

Was sollte der Alte machen, wenn sein Hannes so bat, wurde ja der störrische Saul zahm. Und den Jung' in der Patsche sitzen lassen, das ging doch nicht an, dann würden die Leute gleich reden: „Die Mühl' is neist wert mehr, dat geht eweil net gut!“ Ja, die waren immer bereit, zu klatschen, weil die powre Patsch scheel sah auf's reiche Müllergeschlecht!

So zog der alte Müller immer wieder seinen Kasten unter'm Bett vor, und der junge dachte, der Schatz könne nie ein Ende nehmen. Er hörte gar nicht hin, was der Vater brummend und grummelnd dabei redete, er pfiff sich eins, und wenn er's Geld hatte, war er flott. Hallo, das flog nur so unter die Leute.

Da war ein Mann zu Blochhausen, dem hatte er längst ein Darlehn versprochen, und da war ein Weib zu Bettensfeld, dem war der Mann lechthin verstorben und sie und die Kinder kanten Hungerpfoten. Und da war ein Mädchen zu Wittlich, ein liebes Ding, dem hatte er versprochen, was hübsches zu kaufen, wenn er's nächste Mal wiederkam — wie, war er nicht der reiche Müllerhannes?! Der Küstler hielt ihm den Klingelbeutel länger hin, — der wußte genau, der Müllerhannes gab keinen Durenknopf — und Pastor Cremer, das arme Männchen, daß selber nichts hatte, kam bei ihm bitten für die Bedürftigsten der bedürftigen Gemeinde. Blickten sie nicht alle zu ihm auf, wie zum lieben Herrgott! Wahrhaftig, er konnte sich nicht lumpen lassen. —

Heut war ein Fasttag. In der Mühle hatten sie zu den Kartoffeln Forellen aus dem Bach und Pfannkuchen für die, die noch nicht satt daran wurden. Es gab reichlich, aber die

Anechte hieben auch ein, und die kleine Tochter mit den Pausbäden stopfte sich mit beiden Händen den Mund voll.

Der Müller sah oben am Tisch, dick und satt. Sein rundes Gesicht war noch runder geworden, zu rund; zu völlig ließ sich seine Figur an. Ein leerer Krug stand vor ihm, bequem hob er ihn gegen seine Frau: „Tina, noch en Schöppel! Mchsstöp*) macht durstig.“

Sie wollte Wein holen, da schrie er hinter ihr her:

„Bleibste hei, laß dat Vene laufen, wofür haste dann en Magd?!“ Das fehlte noch, die Frau sollte selber in den dunklen Keller gehen! Zudem hieß es ja, wenn man selber so viel arbeitete, dem armen Volk das Brot stehlen.

„Es is et recht,“ sagte er frohgelaut, als die Magd ihm den vollen Krug hinstellte, und kniff sie in den braunen Arm. „Du sollst auch ehs en Mann ganz für Dich allein kriegen, Vena!“

Das Mädchen kicherte und die Anechte grinsten. Die kleine Franz' fing an, als sie alle lustig sah, um den Tisch herumzuhüpfen auf einem Bein und jubelnd in die Hände zu klatschen:

„Eins, zwei, drei,
Nacke, nade, nei“ —

Da klopfte es an die Thür.

„Angtree!**)“ sagte der Müller und die Anechte drehten die Köpfe. Es war soviel Sonne in der Stube, daß alles in Glanz und Gold getaucht war.

Draußen stand ein Mann.

„Um Gotteswillen“, sagte er und streckte, eine Gabe heischend, die Hand aus. Er war arg zerkumpt, Dorfshunde hatten seine Hose zerfetzt, und sein Gesicht war gelb und hager.

„Nur herein,“ schrie der Müller, „kommt als nur herein, hei is Essen genug!“ Jedoch, als er auf die Schüsselfu wies, waren sie alle leer, kein Bröselchen mehr darin. „Donnerheil“ — war das eine Verlegenheit! Aber dann fing er an, so mächtig zu lachen, daß sein ganzer Niesenkörper schüttelte und die Stube dröhnte; er hielt sich die Seiten und dann klatschte er auf die Knie: „Haha, alles aufgefressen! Haha, hoho!“

Der Bettler, von dieser laut ausbrechenden Heiterkeit verlegen gemacht, drehte sein hungriges Gesicht von einem zum andern und wagte sich nicht näher. Da riß ihn der Müller an den Tisch: „Es, seht Euch eweil“ — und dann schrie er: „Tina, Tina!“

Die Frau kam aus der Küche gelaufen.

„Tina, gib dem Vena die Schlüssel. Im Rauch hängt en Schinken, den gehste nehmen, Mädchen, und bringst hän heihin — wit, wit***)!“

„Et is heut Fasttag,“ wagte die Frau einzuwenden.

„Ach wat, Fasttag oder net, dat schürt mich en Dreck. Du willst nur den Schinken net spendieren — Frauensleut' sein alleweil knaschtig) — ich sagen Dir, her mit dem Schinken, wir han des ja noch genug. Un laß Eier in die Pfann' schlagen. Un Brot her, der Mann soll net sagen, dat hän hei net satt kriegt!“

Es machte Hannes ein Hauptvergnügen, den Landstreicher recht voll zu füttern; der konnte gar nicht genug essen. Er sah dabei, die Ellbogen aufgestützt, und sah zu mit glänzenden Augen, wie es dem Hungerleider schmeckte.

„Eßt mir, eßt,“ drängte er. „Gell, eso jeder habt Zhr lang' net gegessen?“ Er klopfte dem Bettler auf den Bauch: „Eweil is den dick — ja, dat glauben ich!“ Wann Euch die Leut' fragen, dann sagt mir: beim Müllerhannes zu Maarfelden, da ist et gut sein.“

Als der Bettler gegangen war, seine armselige Gestalt und die barfußigen Beine um die Wegbiegung verschwunden waren, stand Müllerhannes noch lange in seiner Thür und ließ die Blicke rundum gehen. Was hatte er nicht alles?! Eine stattliche Mühle, Pferde im Stall, Kühe auf der Weide, Wein im Keller, Schinken im Rauchfang und Forellen auf

*) Mehlsaub.

**) Entrez!

***) Vite = schnell.

†) Knauserig.

dem Tisch. Er pffiff hinter dem armen Teufel drein, in mäglichen Behagen.

Dort ritt ein Knecht die Pferdchen, die glatt und kugelförmig gefütterten, in die Schwemme. Die große Dogge, ein Prachtexemplar, die Hannes sich jüngst um ein paar hundert Mark auf der Hunde-Ausstellung zu Koblenz erstanden, sprang tief behernd um die Gänge herum und schnackte nach den hängenden Beinen des Reiters. Ja, der Nero hatte schon viel Hosen zerrissen — Hannes lachte —, aber was thaten die paar Mark, es war doch ein Staatsbief!

Der Müller pffiff dem Hund; der kam mit einem mächtigen Sah, sprang hoch und legte die breiten Lagen auf die breiten Schultern seines Herrn; die rote, dampfende Zunge hing ihm lang zum Halse heraus.

Das war ein Mären: „Jass, Nero, jass! Käzchen — Kz, Kz, Kz!“ Wild sprang das junge, noch tolpatschige Tier im Hof herum. Gadernd stoben die Hühner nach allen Seiten; die Sperlinge, die sich's am verstreuten Korn wohl sein ließen, fürchteten auf den höchsten First, der Stupp riß kläffend an der Kette und wollte auch mit vom Spiel sein, im Stall entstand ein Brüllen und Muehen, ein Grunzen und Meckern. Die kleine Fränz kam aus dem Hause gelaufen, suchte mit Getreisch den Nero am Stachelhalsband zu packen und tollte mit ihm um die Wette. Ein Rumoren war's, daß die toten Steine hätten lebendig werden können. Der ganze Hof war erfüllt von Lärm und Leben und praller Sonne. Breit stand Müllerhannes in seiner Thür und lachte sich eins.

Da kam ein Chaischen vorgefahren. D'rin saß der Laufeld, oben aus Wanderscheid, der reichste Mann in der Runde. Der hatte eine Hypothek hier auf der Mühle, schon seit Menschengedenken her; wären die Zinsen nicht zu zahlen gewesen, alljährlich auf Martini, so hätte Hannes die längst vergessen.

Langsam stieg der Laufeld vom Wagen; er wartete, bis der Müller ihm entgegenkam. Da konnte er lang warten.

Müllerhannes zog erst einmal das hundertgewürfelte Tuch aus dem Sack und schneuzte sich umständlich — der da sollte nicht denken, daß es ihn pressierte. War der reich, so war er ja auch reich! Aber dann kam doch die gewohnte gastfreundliche Lebhaftigkeit über ihn; er litt nicht, daß der Laufeld nicht ausspannte. Kogdonner, das wäre doch eine Beleidigung, wenn der Gaul nicht an seiner Strippe fressen sollte, der Hafer war vom besten.

„Tina, Kaffee, Schnaps, frische Waffeln!“ Einen „Romang“ und alles würde parat sein.

Er führte den Gast ins gute Zimmer, wo Tina rasch den Zinnenbezug vom Kanapee gerissen, über dem der junge Hannes als flotter Kavallerist abphotographiert und hübsch hant angetuschelt, stolz auf einem sich bäumenden Schemel hing. Ueber dem Bild war auf zwei langen Nägeln am grünen Lederquart die Jagdflinte befestigt, mit der der Hannes so manchem Rehbock den Garauß gemacht und als Postlediger*) zur frohen Hüllig und zu mancher Kirneß und zu jedem Neujahr geschossen. Aus ihr hatte er auch den eignen Hüllig wohlgenut den Bergen verkündet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Almosen.

Von Emil Rosenow.

Der junge Pastor saß in der behaglich erwärmten Stube seiner Pfarrwohnung. Er saß in der Ecke des Ledersofas und blies bedächtig Tabakwolken aus seiner langen Pfeife. Die war ihm lieber als Cigarren; es war gemüthlicher, und indem man gemächlich an der Spitze sog, konnte man seinen Gedanken nachhängen. Um die Füße hatte er eine Dede gewickelt, damit ihn auch nicht ein bißchen fröze, und die Schnur des molligen Schlafrocks hatte er fest um den Leib gebunden. Auf dem Tische summte im Samowar der Thee und der Pastor ließ sein Auge träumerisch auf dem blauen Flämmchen des Spiritus weilen. Im Kachelofen knisterte das verglimmende Scheitholz. Noch ein Viertelstündchen, dann konnte er dem Mädchen klingeln, damit sie die kleine Eisenthüre zuschraubte und der Ofen so die Wärme für den ganzen Abend festhielt.

In dem niedrigen Stübchen lag das ungeliebte Halbdunkel des hereinbrechenden Abends. Man konnte kaum noch die Bilder an den Wänden erkennen, aber es war doch besser, die Hängelampe noch nicht anzünden zu lassen. In dieser Dämmerung fühlte sich der Pastor weit wohliger. Sie ging in sein Gemüth über und versetzte ihn in Stimmung; in richtige deutsche Märchenstimmung. Es steckte ein Stückchen Poet in ihm. Wenn er so in der Dämmerung träumte,

reimten sich seine Gedanken: vertrocknete, schwermüthige Reime. In solcher Stimmung mußten wohl alle die schönen Kirchenlieder entstanden sein. „Wer nur den lieben Gott läßt walten...“, „Ach bleib' mit Deiner Gnade...“, „Laß' mich geh'n, daß ich Jesum möge seh'n...“ In der Dämmerung huschten allerlei Gestalten vor ihm hin: Märchengestalten, vertönnfene Bringen und verzauberte Königstöchter in rauschenden Seidengewändern, mit weichen, süßen Gesichtern. Aus der dunklen Ecke huschten Zwerggestalten lautlos über die Dielen, eine demantene Krone funkelte dort, ein Zerließ oder das Diadem einer Sagenfee.

Der junge Pastor lächelte. In solcher Stimmung, wenn er sich ganz unbelauert wußte, holte er gern aus dem Bücherregal alle Märchenbücher hervor, um darin zu blättern. Niemand sah es ja und er war nun manchmal wie ein großes Kind! Andre hätten vielleicht Zeitungen durchwühlt, aber er interessierte sich nicht für den wüsten Streit da draußen in der Welt. Er war sich selbst genug und hätte nichts dagegen gehabt, wenn man ihn sein ganzes Leben lang auf dieser einträglichen Pfarrei sitzen ließ, zwischen reichen Gutsbesitzern und Großbauern, die noch etwas auf Kirche und Pfarre gaben. Durch Protektion war er hierhin gekommen, und fürwahr, man hatte ihn gut protegirt und er war zufrieden. Er hatte Pausboden bekommen, ein Unterkorn, und sein wohlgefüllter Bauch begann Fett anzusetzen. Nächsten Sommer wollte er vorsichtshalber eine Kur machen.

Auf dem Hofe schlug der Hund an, der gute, wachsame Hund. Auch ein Gottesgeschöpf. Der junge Pfarrherr blickte nach dem niedrigen Fenster. Seit gestern abend schneite es nicht mehr; es war kälter geworden und die Schneedecke war hart wie Stein. Ja, ja, ein bitterkalter Winter, in welchem man sich hinterm Ofen am wohlsten fühlte.

Stimmen draußen. Das Mädchen öffnete ein wenig die Thüre. „Herr Pastor... ein Bettler. Ich hab' ihm die Brotreste gegeben.“

„Es ist gut, Christine.“ Der junge Pastor huschelte sich wieder in seiner Sofaecke zurecht, befriedigt, daß man ihn nicht säre. Aber plötzlich — wie seltsam! — summte ihm eine Weise durchs Ohr, aus seiner Studentenzzeit, eine scheffelsche Weise:

„Pfarrherr, du kühler,
Deffne das Thor,
Fahrende Schüler
Stehen davor.“

Er schlug mit dem Zeigefinger auf die Tischplatte, wie er es immer bei plötzlichen Einfällen that.

„Christine!... Hören Sie? Schiden Sie mir den Mann doch 'mal rein.“ Und als das Mädchen ihn erstaunt ansah, machte er eine unwillige Bewegung. „Na, vortwärts.“

„Jawohl, Herr Pastor.“ Ein paar Worte draußen, dann öffnete das Mädchen die Thüre. Jemand scharte auf der Schwelle die Füße. Beschaidenes Klopfen. „N Abend... Herr Pastor, entschuldigen Sie.“

„Bitte, bitte. Treten Sie 'mal rein, mein Lieber.“

Eine hohe Mannesgestalt stand im Thürrahmen und drehte verlegen den Hut in der Hand.

„Auf der Wanderschaft... wie?“

„Jawohl, Herr Pastor. Ich wollte zur Stadt, in die Herberge zur Heimat. Seit vier Stunden laufe ich schon durch die Kälte und da habe ich mir denn erlanbt...“

„Schon gut, schon gut.“ Dem Pastor gefiel die Sprechweise des Fremden. Mit einer Handbewegung hieß er ihn die Thüre schließen. Dann löschte er gemüthlich das Spiritusflämmchen, ließ aus dem blitzenden, vernickelten Theekessel die gelbe Flüssigkeit in die Tasse dampfen, griff mit den Fingerspitzen zwei Zuderstückchen... eins... zwei, und sah behaglich zu, wie sie Bläschen warfen und sich auf dem Tassegrunde auflösten. Dann entorkte er die Kumpflasche, ließ vorsichtig ein paar Tröpfchen in die Tasse fallen und rührte mit dem silbernen Löffelchen um.

„Da... bitte.“

„Sie sind sehr gütig, Herr Pastor.“

„Brot haben Sie doch von dem Mädchen bekommen, wie?“

„Krusten... jawohl, Herr Pastor.“

„Om, na... essen Sie sie draußen. Das Brot ist teuer in diesem Winter. Die Bäuerin hätte gern ein paar Pfennige d'rum gegeben, für Viehsfutter, wissen Sie. Aber ich sagte, man sollte es den Bedürftigen aufheben. Na, trinken Sie nur.“

Ein paar aufgesprungene rote Hände langten über den Tisch hinüber und griffen llobig nach der Tasse. Der Fremde zog sich nach der Thüre zurück; dort schlürfte er in langsamen Zügen den Thee aus.

Der junge Pastor stopfte sich eine frische Pfeife und als er das Bündholz anbrannte warf er einen Seitenblick nach dem Manne. Ein alter Noß, dünne Sommerhosen... hm, der mochte schön frieren.

„Sagen Sie 'mal, hm... m... m, es sollen in diesem Winter viele auf der Landstrasse liegen. Alle Tage führt der Gendarm welche vorbei... Wie?“

„Ja, es ist eine große Not, Herr Pastor. Man kriegt keine Arbeit in den Städten und da muß man denn wegtippeln. Aber es ist nirgends besser.“

„Nun, man sollte doch meinen, wer arbeiten will, findet auch Beschäftigung. Hier sprechen immer Bettler vor, auch wenn noch so viel Arbeitskräfte gesucht werden.“

„Om... ja. Nun, jede Arbeit kann auch nicht jeder thun. Wozu man eben qualifizirt ist, das findet man oft nicht. Und dann...“

*) Junggeheile.

sehen Sie, ist man einmal aus der Kleidung heraus, hat man keine Wäsche, zerrissene Schuhe und Kleider, da nimmt einen so leicht niemand mehr. Selbst am Bau muß man da zurückstehen vor den andern."

Der Pastor dachte, es sei die Einleitung zu einer Bitte um abgelegte Kleider, und er überlegte, daß schließlich eine Tasse Thee billiger sei.

"Kommen Sie her. Erwärmen Sie sich noch mit einer Tasse Thee."

"Zu freundlich, Herr Pastor."

Die roten Hände reckten die Tasse hin. Der Pastor ließ Thee hineinfließen und warf diesmal nur ein Stückchen Zucker hinein. Den Num vergaß er.

"So—o—o. Erwärmen Sie sich nur, mein Bester."

"Ich danke, Herr Pastor."

Der Pastor schnuppte, aber der Mann noch nicht im mindesten nach Schnaps. Das befriedigte ihn. Meistens waren es doch Gewohnheitskäufer, die so durchreisten. Er zog sein Portemonnaie hervor und kramte mit den Fingerspitzen zwischen den Münzen.

"Ich will Ihnen gerne ein kleines Almosen mit auf den Weg geben, mein Lieber." Er suchte... Thaler... Thaler... Markstücke... ein Fünzigpfennigstück... da, richtig, da hatte er noch einen Groschen. "Hier... Ich gebe Ihnen diesen in der Voraussetzung, daß Sie sich nicht dafür betrinken."

"O nein... ich danke Ihnen, Herr Pastor."

Kaufe. Es war fast ganz dunkel geworden. Der Mond ging auf und warf den Schatten des Fenstereckes mit fahlem Schein auf den Boden. Der Pastor suchte im Dunkel der Thüre mit seinen Blicken die Gestalt des Fremden.

"Sagen Sie 'mal... Sie klagen über Arbeitsmangel. Welches ist denn Ihr Beruf?"

Der Mann juckte. Dann sagte er langsam: "Ich... nach meinem ursprünglichen Berufe bin ich Philologe."

"Hm." Der Pastor machte ein verdrießliches Gesicht und lehrte dem Manne halb den Rücken zu. Er hatte geglaubt, jener sei ein arbeitsloser Handwerker; diese Deklassierten mochte er nicht leiden. Diese Schauspieler, Schriftsteller, Lehrer und dergleichen gestrandete Leute, die beim Schnorren stets eine Masse Papiere, Diplome, Reberenzen aus der Tasche zogen, waren meistens Schwindler. Noble Bettelei, die für einen Thaler nicht Danke sagte. Diebstahl, Unterschlagung, Unfrühdlichkeit hatten sie aus dem Beruf hinausgeworfen. Und dann hatte man das unangenehme Gefühl, daß diese Leute einem einmal gesellschaftlich gleich gestanden hatten.

Der Mann machte eine Bewegung, die Tasse zu bringen.

"Stellen Sie die Tasse nur dort auf den Stuhl."

"Ja wohl, Herr Pastor." Die Tasse klapperte auf dem Stuhl.

"Ich danke nochmals recht sehr, Herr Pastor."

"Bitte, bitte. Guten Abend."

Der Mann stand einen Augenblick unschlüssig. "Herr Pastor," sagte er leise, "ich bitte um Entschuldigung, aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich ein Lump sei..."

Der Pastor lächelte ironisch. "Gott bewahre," erwiderte er.

"Man ist manchmal nicht das, was man scheint..."

Der Pastor unterbrach ihn durch eine energische Handbewegung.

"Also... ich habe Ihnen bereits ein kleines Almosen gegeben, jeder weitere Versuch..."

"Nein, das ist es nicht, Herr Pastor, aber... sehen Sie, Sie haben mir eben den Rücken zugewendet und das war mir wie ein Peitschenhieb. Es ist seit langem das erste Mal, daß ich wieder eine bürgerliche Stube betreten durfte, und drum kränkt es mich so, wenn es heißt: marsch hinaus..."

"Nun, nun..."

"Gewiß, Herr Pastor. Und sehen Sie, ich habe mir nichts zu Schulden kommen lassen. Ich bin bloß arm gewesen und deshalb kam ich zurück, während die andern vorwärts kamen. Und dann hat ich einen Fehltritt und dann sank ich von Stufe zu Stufe und dann verlor man das Vertrauen zu mir, und nun beteile ich um eine Brotkruste vor den Thüren."

Dem Pastor wurde die Sache unangenehm. "Wo haben Sie studiert?" frug er, um doch etwas zu sagen.

"In Leipzig."

"Ach. Und wann?"

"Vor zehn Jahren."

Die Neugierde packte den Pastor, denn zur selben Zeit hatte auch er in Leipzig studiert. Er fand plötzlich, daß es zu dunkel sei. Er erhob sich und strich ein Zündholz an. Nichts. Die Flamme blühte auf. Er zog selbst die Hängelampe herab und zündete sie an. Darauf hob er ein wenig den Schirm, daß der Lichtschein auf den Fremden fiel. Aber kaum hatte er die Büge des verwilderten härtigen Antlitzes gesehen, als er den Schirm erschreckt fallen ließ.

Doch auch der Fremde hatte ihn erkannt. Ein Ausruf des Erstaunens, dann Stille. "Mir scheint," sagte er langsam, "wir waren einmal Universitätsfreunde."

Der junge Pastor fühlte, wie ihm die Röte in die Wangen stieg und er trat von der Lampe weg in das Dunkel des Zimmers zurück. Er dachte nicht an seine Studienzeit, denn sie war kümmerlich genug gewesen. Nicht daran dachte er, wie er und dieser da zusammen in einer Dachstube frierend über ihren Büchern gehockt hatten. Er mußte nur immer denken, wie tief er in den Augen seiner reichen Pfarrkinder sinken werde, wenn sie erführen, daß dieser Bettler in Lumpen einmal sein Kamerad gewesen sei.

"Mein Bester," sagte er hart, "ich kann mich nicht mehr besinnen und überdies erscheint es mir auch völlig gleichgültig. Ich gab Ihnen ein Almosen, nun gehen Sie mit Gott und hüten Sie sich vor dem Gendarm. Sie sind sehr streng in unserer Gegend."

Ein Seufzer, ein Fülgescharren, die Thür öffnete sich und fiel leise wieder ins Schloß. Der Pastor aber trat hastig ans Fenster und beobachtete wie der Fremde, den Rockfragen emporgeschlagen, den Hut in die Stirne gedrückt, die Hände in den Taschen und den Rücken vor der Kälte gekrümmt, in die abendliche Dunkelheit hinausschritt.

Der Pastor ging ärgerlich im Zimmer umher. Ein so bebaglicher Abend war es gewesen und nun war ihm seine ganze Stimmung verborben. Nie wieder wollte er einen von der Landstraße rufen, nie wieder! —

Kleines feuilleton.

nr. Ein kirchliches Stilleben des 11. Jahrhunderts. Nach ultramontaner Anschauung ist das Gift des revolutionären Geistes, der Auflehnung gegen göttgewollte Autoritäten erst durch Kezer und Ungläubige der Christenheit eingepfropft worden. Ehe die alleinstigmachende Kirche in ihrer Herrschaft über die Geister beeinträchtigt wurde, war die Gesellschaft vom Geist christlicher Liebe durchdrungen. Die Geschichte des Mittelalters demgemäß zurechtzuschneiden, ist keine Kleinigkeit. Es gehört schon ein besonders gesäultes Auge dazu, um ein friedliches Zusammenleben der verschiedenen Stände unter der ausgleichenden Gerechtigkeit der Kirche zu entdecken, wo der gewöhnliche Sterbliche nur einen beständigen Klassenkampf zu sehen vermag, der mit den schärfsten Mitteln geführt ward. Nicht einmal das geheiligte Innere von Kirchen war vor dem wüsten Widerinandertoben feindlicher Interessen sicher. Selbst St. Peter zu Rom hat in dieser Hinsicht gar manches erlebt. Einen interessanten Fall, wo das gewohnte Stilleben eines deutschen Gotteshauses von den eignen, geweihten Dienern der Kirche durch Mord und Todschlag belebt ward, weist jene romantische Zeit im sechsten Decennium des 11. Jahrhunderts auf, als die vornehmsten Bischöfe des Reiches, voran der heilige Anno von Köln, für den unmündigen König Heinrich IV. die vormundschaftliche Regierung führten: in Goslar trug sich die Sache zu.

Ein kleines Vorpiel ward schon zu Weihnachten 1062 gegeben, als in Goslar eine Provinzialsynode stattfand. Da gerieten beim Zurechtgehen der Stühle die Kämmerer des Bischofs Hezilo von Hildesheim und die des Abtes Widerad von Fulda über die Frage einander in die Haare, welcher von beiden Prälaten den Ehrenplatz zunächst dem Mainzer Erzbischof einnehmen solle. Es war das nicht bloß ein bedeutungsloses Gezänk untergeordneter Personen. Sonderu zu Grunde lag ein Rangstreit und Interessengegensatz zwischen dem mächtigen Bischof und dem Abt, dessen Kloster in der Hildesheimer Diözese lag, aber eine ganz unabhängige Stellung einnahm. So blieb es nicht beim Schimpfen, es kam zur Prügelei, und der Streit würde bald mit schärferen Waffen ausgefochten worden sein, wenn nicht der Herzog Otto von Bayern zu Gunsten Widerads von Fulda eingesprungen wäre, der in der Stuhlfrage das historische Recht für sich hatte. Aber der gewalttätige Austrag der Feindschaft zwischen den beiden christlichen Würdern war damit nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Anstatt in sich zu gehen und über den Grundsat nachzudenken, daß die ersten die letzten sein werden, erschienen beide Pfingsten 1063 in Goslar, wo der König dies Jahr die Ausgiehung des heiligen Geistes feierte, mit dem festen Entschluß, ihren Willen durchzusetzen, koste es was wolle. Den Anfang machte wieder der Zank zwischen den beiderseitigen Kämmerern. Bischof Hezilo von Hildesheim aber hatte hinter dem Altar eine Anzahl kampfbereiter Ritter unter dem Grafen Ekbert verborgen. Die brachen nun hervor und verjagten die Fuldaer gewaltthätig. Die Ausgetriebenen schlügen alsbald Lärm, und nun hot Abt Widerad seine Mannen auf. Eine wohlgeklärte Schar drang in die Kirche und hob mit den Hildesheimern ein frisch-fröhliches Mäusen an, nicht mehr mit Knüppeln, sondern mit der blanken Waffe. Vergeblich verlangte der König mit lauter Stimme unter Berufung auf die Heiligkeit des Ortes und den Königfrieden Ruhe und Ordnung. Er predigte tauben Ohren. Anstatt auf den dreizehnjährigen Knaben hörten die Hildesheimer Mannen auf ihren Bischof, der mit drohender Stimme die Seitigen zu tapferem Fechten aufforderte: die Verantwortung für die Tempelschändung nahm er auf sich. Ströme von Blut flossen durch die Kirche, auf den Altären wurden Schlachtopfer gewürgt. Schließlich gewannen die zahlreicheren und besser gerüsteten Hildesheimer über die unvorbereiteten Fuldaer die Oberhand, vertrieben sie aus der Kirche und verammelten die Thüren. Die durch neuen Zugang verstärkten Kämpen Widerads aber belagerten das Gotteshaus, bis die Nacht dem Gesecht ein Ende machte. Andren Tages ward königliches Gericht über beide Parteien gehalten. Bischof Hezilo ging ganz straffrei aus, weil sein Hauptkämpfer, Graf Ekbert, ein Vetter des Königs war. Der Abt, der doch bloß in der Defensiv gehandelt hatte, ward zum Karnidel gemacht: er sollte alles angeknüpft haben. Seine Leute wurden vom Bischof, der im Gebrauch der geistlichen Waffen ebenso erfahren war, wie in dem der weltlichen, eskommunicirt. Widerad selber wäre seiner Würde entsetzt worden, wenn er nicht dazu übergegangen wäre, durch reichliche Geschenke seine Richter und Widersacher zu bestechen und zu befähigen. Für große Summen kaufte er sich und

die Söhne beim Könige, dessen Vertrauten und dem Bischof los. Das nötige Geld gewann er durch massenhafte Verschleuderung des Klostervermögens an Grund und Boden, das bis dahin den Besitz aller andern deutschen Klöster übertroffen hatte, nun aber arg reduziert wurde. Infolgedessen hatte das erbauliche Schauspiel von Goslar noch ein ebenbürtiges Nachspiel. Die Mönche von Fulda waren schon lange über Abt Widerad mißvergünstigt wegen seines strengen und eigenmächtigen Regiments: er verließ Klostersgüter massenhaft nach Willkür an Lehnleute und verringerte gleichzeitig die Kost seiner Mönche. Die neueste Minderung von Eigentum und Ansehen des Klosters ließ ihre Unzufriedenheit zu unverhohlener Feindschaft laut werden und den Gedanken an Aufruhr wider ihn keimen. Der Abt goß noch Öl ins Feuer, indem er ein wertvolles Hof, das der im Geßelt von Goslar umgekommene Fuldische Vamnerträger Regimboto dem Kloster zum Gedächtnis seiner Seele vermacht hatte, ohne Befragung der Mönche einem Laien übergab. Sie forderten es, wie man bei einem zeitgenössischen Geschichtsschreiber liest, „mit erhitzten Gemütern und dem unbändigsten Geschrei zurück: sie hätten lange, nicht seine Herrschaft, sondern vielmehr seine Tyrannei mit knechtischer Unterwürfigkeit ertragen, würden sie aber nicht weiter dulden. Er solle schnell die ihnen mit Gewalt entzogenen Wohlthaten fremder Freigebigkeit wieder herausgeben. Bögere er, so würden sie die Sache nicht mehr mit heimlichen und leisen Klagen betreiben, sondern öffentlich zu den Richterstühlen gehen und göttliche und menschliche Hilfe wider seine Gewaltthätigkeiten anrufen.“ Angesichts dieser blühenden Aufständigung des gelobten Gehorsams versprach Widerad den Mönchen goldene Berge, um eine neue Plananlage abzuwenden. Aber sie beruhigten sich nur vorübergehend, zumal sie sich sagen mußten, daß die dem Kloster noch verbliebenen Güter zur Erfüllung von Widerads Versprechungen nicht reichten. Als der Abt von neuem an den königlichen Hof beschieden wurde, brach die Empörung los: die jüngeren Mönche verließen in feierlichem Auszuge das Kloster, um vom König die Bestrafung des verhassten Abtes zu heischen. Gegen die Rebellion seiner Untergebenen fand Widerad beim König oder vielmehr seinen derzeitigen Hauptberatern, Anno von Köln und Otto von Bayern, willigen Beistand. Die Empörer wurden in seine Hand gegeben, und er hielt strenges Gericht: etliche wurden gefesselt und geprügelt aus dem Kloster ausgesprochen, andre mit Äuten gestrichen. Er hatte gerade so gut zweierlei Maß, wie die Leute am königlichen Hof: „man legte ihnen“, sagt der mönchliche Chronist, „nicht nach dem Maß ihrer Schuld, sondern nach dem Glanz oder der Dunkelheit ihrer Abkunft bald eine gelindere, bald eine härtere Strafe auf.“

Vollstunde.

— Der Dreikönigstag bei den „Schwaben“ in Ungarn. Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“ aus Ungarn:

„Da geh'n die drei König' mit ihrem Stern,
Sie fressen und saufen und zahl'n mit gern.“

Diesen Spottvers (frei nach Goethe) singen die Jungen in manchen deutschen Dörfern des westlichen Ungarn am Dreikönigstage, wenn gegen Abend die „heiligen drei Könige“ mit ihrem Gefolge von Haus zu Haus ziehen, um die fast zweitausend Jahre alte Legende vom „bösen Herodes“ dramatisch darzustellen. Vor allem machen sie ihrem Publikum Mitteilung über Woher und Wohin, etwa in der Weise:

Wir kommen her in vieler Gefahr;
Wir suchen's Kindel mit großer Ehr.
König Melcher kommt aus'm Kraberland,
Der Casper kommt aus'm Morgenland,
Der Walzer kommt aus Oesterreich,
So san mir da alle drei zugleich.
Wie mir komm'n die Strah' hinab,
Herodes in sein'n Fenster lag.“

Herodes: „Grüß Gott, Ihr Herrn! Wo soll's hin?“
Könige: „Nach Bethlehem sieht unser Sinn!“

Nach Bethlehem, in das Haus, wo das Christuskindlein in der Krippe lag; dort „fielen sie nieder und beteten es an, öffneten ihre Schätze und reichten ihm ihre Geschenke: Gold, Weihrauch und Myrrhen!“ Nun, solche Stoffbarkeiten haben sie nicht, die ungarisch-schwäbischen Melcher, Casper und Walzer; nur mit einfachen, kindlich-naiven Liedern und Singspielen können sie alljährlich am 6. Januar das Epiphaniensfest feiern. In reicheren Dörfern sind es zumeist sieben Personen, die sich an dem Umzug beteiligen; drei stellen die Könige dar, einer den Herodes, einer den Joseph; der sechste ist der Söldner, der auf Geheiß des grausamen Herodes die Anablein „zwei bis zweidreiviertel Jahr“ umbringen will; dann ist noch die Maria zu erwähnen, die aber ebenfalls ein Junge „giebt“. Die Könige haben auf dem Haupte eine Krone aus Goldpapier, ähnlich einer Bischofsmütze, spitz zulaufend; „Melchers“ ist noch durch einen gleißenden Stern auf der Krone kenntlich. Herodes trägt ein Schwert im Gürtel. Wenn die Vorstellung beginnen soll, positionieren sich die Sänger in ganz bestimmter Reihenfolge: vorn stehen Joseph und Maria, hinter ihnen die drei Könige, noch weiter hinten der Söldner. Herodes steht seitwärts, stampft mit den Füßen und verdreht die Augen — er bemüht sich, den Kindesmörder-Bittberich möglichst realistisch zu spielen. Wenn die Sänger ihre Sache abgeleiert haben, so tritt einer der Hauptdarsteller zum Hausherrn und

nimmt dankend in Empfang, was der Bauer ihm eben giebt: Rüsse, Kefel und ein paar Kupferkreuzer — große Ansprüche erheben diese Könige nicht. —

Technisches.

— Motorenbetrieb auf Lokal-Eisenbahnen. Wir lesen in der Wiener „Zeit“: Am Sonntag wurde auf der Lokalfreide St. Pölten-Kirschberg an der Pielach der Versuch unternommen, diese Strecke mit einem Motorwagen zu befahren. Der Versuch ist vollkommen gelungen und hat gleichzeitig die Erkenntnis gebracht, daß dieses Verkehrsmittel dazu bestimmt erscheint, für die nächste Zeit das Lokal-Eisenbahnwesen überall dort zu beherrschen, wo nicht die elektrische Kraft aus billiger Quelle zu Gebote steht. Der Motorwagen durchließ die Strecke von 32 Kilometern, die ziemlich Steigungen besitzt, in einer Stunde zehn Minuten, zurück in einer Stunde vier Minuten ohne irgendwelchen Anstand. Für die Fahrzeit bei Anhalten in allen Stationen ist eine Stunde fünfundsiebenzig Minuten in Aussicht genommen — noch immer um zwanzig Minuten weniger als für den regelmäßigen Bahnzug, was sich auf die Zeitersparnis durch Wegfallen der Verschiebungsarbeiten in den Stationen zurückführt. Der Wagen wird automobilisirt durch Dampf bewegt. Als Motor fungiert eine kleine Dampfmaschine, bei der der Kessel durch ein feinstes Röhrensystem erheizt ist. Der Motorwagen ist auch im Stande, einen Personwagen mit sich zu ziehen. Mit dem verhältnismäßig geringsten Bruttogewicht wird hierdurch der Verkehr einer kleinen Linie bedient, während der gewöhnliche Lokomotivenzug Gewichtsmassen mit sich schleppt, die mit der Zahl der beförderten Personen außer Verhältnis stehen. Zur Bedienung des Motorwagens zugezogen sind zwei Personen, ein Maschinenführer und ein Kondukteur, aus. —

Humoristisches.

— Frau Knödelmaier bei den ägyptischen Mumien. „Die alten Ägypter, des muß a scheener Menschen-schlag g'wesen sein! ... Wie groß bei denen schon die Widelsinder waren!“ —

— Beschleunigter Fall. A.: „Wie hast Du eigentlich die Bekanntschaft dieser Dame gemacht?“

B.: „Ja, das war ein merkwürdiger Zufall. Als ich diesen Sommer in den Alpen einmal abstürzte, tangelte sie zufällig hinter mir her; unterwegs lernten wir uns kennen, lieben und unten in der Felsspalte haben wir uns gleich verlobt!“ —

— Ausweg. Redaktionsdiener: „Herr Chefredakteur, im Vorzimmer warten zwei Herren; der eine ist ein Dichter, der andre scheint absolut taub zu sein!“

Chefredakteur: „Sagen Sie zu dem Dichter, der Taube sei der Chefredakteur, dann ist alles erledigt!“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Otto Julius Bierbaum hat ein vieraktiges Prosa-Schauspiel „Stella und Antonie“ vollendet. Das Stück spielt in Schlesien anfangs des 18. Jahrhunderts. —

— „Heimkehr“, ein fünfaktiges Bühnenstück von Hans Volkmar, geht als nächste Novität im Berliner Theater in Scene. —

— Gerhart Hauptmanns „Armer Heinrich“ wurde im Petersburger Neuen Theater mit Erfolg gegeben. —

— Von Strauß' Oper „Feuersnot“ heischen, wie man jetzt erfährt, zwei Ausgaben: die ursprüngliche und die andre, „gereinigte“, für den Gebrauch der Hoftheater. In der Berliner Hofoper gelangte die „gereinigte“ Ausgabe zur Verwendung. Trotzdem stolperte Graf Hoxberg darüber. —

— Lorchings „Waffenschmied“ geht am 11. Januar als erste der volkstümlichen Opernvorstellungen im Duniten Theater in Scene. Die Aufführung beginnt nachmittags 1/4 Uhr. Die Preise der Plätze sind: Logen im Parkett oder 1. Rang = 1,60 M., Parkett oder 1. Rang = 1,35 M., 2. Rang = 0,60 M. —

— Ein dreitägiges schwäbisches Musikfest wird Mitte Mai in Stuttgart veranstaltet werden. —

— Wilhelm Trübner und Louis Thuillon wurden neu in den Vorstand der Berliner Secession gewählt. —

— Zur Errichtung eines städtischen Auskunfts-bureaus für fremde Gelehrte sind vom Pariser Gemeinderat 3000 Fr. bewilligt worden. Das Bureau soll in der Sorbonno oder in der Faculté de médecine untergebracht werden, von dort aus mit den auswärtigen wissenschaftlichen Körperschaften briefliche Verbindungen anknüpfen und den fremden Gelehrten, die besonders zahlreich in den Ferien nach Paris kommen, mit Auskünften zur Seite stehen und ihnen ihre Arbeiten und Studien nach jeder Richtung hin erleichtern. —

— In Straßburg i. E. wurden im verflohenen Jahre 10 661 Volkskinder, im Alter von 6 bis 14 Jahren, auf ihre Zähne hin untersucht. Von diesen hatten nur 165 ein gesundes Gebiß. —